

Jugendverbände im Spagat: Jugendverbände zwischen (alter) Programmatik und (neuer) Funktion

Rauschenbach, Thomas

Veröffentlichungsversion / Published Version
Sammelwerksbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Rauschenbach, T. (1994). Jugendverbände im Spagat: Jugendverbände zwischen (alter) Programmatik und (neuer) Funktion. In *Jugendverbände im Spagat: zwischen Erlebnis und Partizipation* (S. 12-26). Münster: Votum Verl. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-37574>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

Jugendverbände im Spagat

Jugendverbände zwischen (alter) Programmatik und (neuer) Funktion

VON THOMAS RAUSCHENBACH

Ich muß eine Vorbemerkung machen, die vielleicht gar keine ist: Wir stehen an der Schwelle in ein neues Informationszeitalter – und wissen doch immer weniger. Wir leben in einer Gesellschaft, die immer mehr und immer schneller Wissen erzeugt – und blicken doch immer weniger durch. Wir sind immer häufiger auf Wissen angewiesen – und können uns immer weniger auf einmal erworbene, stabile Wissensvorräte verlassen. Die Kluft zwischen dem insgesamt angehäuften Wissensbestand, dem »kulturellen Erbe« der Gesellschaft und der individuell verarbeitbaren Menge, zwischen dem in Expertenkulturen eingelagerten und dem persönlich konsumierbaren Wissen wird immer größer. Unser persönliches Nicht-Wissen übersteigt um ein Vielfaches unser Wissen.

Von diesem Dilemma sind auch Institutionen nicht verschont, weder Jugendverbände noch die heiligen Hallen der Wissenschaft. Alle Versuche, das Weltgeschehen zu deuten, verallgemeinerbare Spuren des sozialen Wandels zu identifizieren und nach detektivischer Kleinarbeit zumindest die begrifflichen Trophäen und Beweisstücke für die richtigen Fährten in der Hand zu halten, stehen unter dem unausweichlichen Vorbehalt, der da lautet »es könnte auch anders sein«. Das Haltbarkeitsdatum stabiler Erkenntnis wird immer mehr verkürzt, die Unterstellung, daß verwendetes Wissen stets auch das richtige, das dem Gegenstand auch am ehesten angemessene und auf der Höhe der Zeit befindliche Wissen ist, darf zumindest bezweifelt werden.

Nicht zuletzt die Jugendforschung, oder vielleicht besser, große Teile der Debatten über die heutige Jugend, scheinen mir ein Indiz hierfür zu sein. In immer kürzeren Zeiten, fast schon im Tempo von Politbarometern und Produktumfragen, nehmen wir erstaunt zur Kenntnis, daß sich die Jugend wieder einmal gewandelt hat (oder auch nicht): Jugend '82, Jugend '85 oder Jugend '90. Die mittels Einstellungsforschung zu Tage geförderten Gemeinsamkeiten und Unterschiede von Jugendlichen, jugendlichen Cliques, Szenen und Subkulturen gestern und heute scheinen bisweilen fast schon Überschallgeschwindigkeit zu erlangen: Sie verändern sich schneller als die Lebenszeit der Jugendlichen selbst. Oder anders formuliert: Während gleichzeitig von einer »Entstandardisierung der Jugendphase« die Rede ist, sich diese also angeblich nach vorne und nach hinten auszuweiten scheint, wird zugleich ein fortwährender Einstellungswandel dieser Jugend diagnostiziert. Vielleicht liegt aber genau darin auch die eigentliche Funktion dieser Sorte von Jugendforschung: den Jugendlichen und den jugendbezogenen Experten-

kulturen Bilder und neue Interpretationsmuster an die Hand zu geben, um latente Entwicklungen zu verstärken, Jugendkulturen gleichsam zu produzieren. Dies war bei der »Null-Bock-Generation« genauso wie bei der Friedensbewegung, bei der Öko-Welle ebenso wie bei der Diagnose allgemein verbreiteter jugendlicher Gewalt.

Ich will mit derartigen Überlegungen nicht die Diagnose entsprechender Entwicklungen diskreditieren und schon gar nicht dem Verzicht auf Beobachtung, Interpretation und Erklärung das Wort reden. Im Gegenteil: Wir haben keine andere Chance als unständig mit den vermeintlichen und tatsächlichen Veränderungen auseinanderzusetzen. Wichtig ist nur, daß wir bei unseren Urteilen und unseren Erklärungsversuchen die Irrtumswahrscheinlichkeit miteinkalkulieren. Denn erst das Wissen um die Relativität unseres Wissens verwandelt die damit verbundene Schwäche zugleich auch in eine Stärke: als eine neue Chance zur Offenheit, als eine neue Gesprächs- und Lernkultur mit dem Respekt vor Andersdenkenden und mit der befreienden Produktivität offener und selbstkritischer Lernprozesse. Mit anderen Worten: Nicht das Nicht-Wissen bzw. die Unschärfe des Wissens wäre das primäre Problem, sondern das Nicht-Wissen bzw. das Ignorieren dieser Unschärfe (und damit die vermeintliche Sicherheit).

Nun sind derartige Überlegungen nicht nur eine umständliche Einleitung zum Zwecke wissenschaftlicher Selbstrelativierung und im Sinne einer Präventiventschuldigung über die Qualität der nachfolgenden Ausführungen. Diese Überlegungen haben vielmehr auch etwas mit heutigen politischen, wissenschaftlichen und sozialen Kulturen des Miteinanderumgehens zu tun. Wendet man infolgedessen diesen Gedanken auf die Jugendverbände an, so könnte man daraus den Schluß ziehen, daß schon das Nachdenken, das Infragestellen, das Gespräch, die Verständigung und die Auseinandersetzung über die eigene Entwicklung, über die Veränderung der Gesellschaft über das veränderte Aufwachsen von Kindern und Jugendlichen der Anfang zur »Lösung« des Problems ist. Erst, wer eine Spannung als Spannung wahrnimmt, wer Ungereimtheiten erkennt, kann in eine produktive Phase der Entwicklung eintreten. Und genau hierin sehe ich die zentrale Chance und Funktion von Grundsatz- und Positionspapieren, wie das seit wenigen Tagen druckfrisch im Entwurf vorliegende Werk des Deutschen Bundesjugendringes. In einem »Verhandlungsstaat« und in einer »Kommunikationsgesellschaft«, wie unsere heutige soziale Verfaßtheit bisweilen genannt wird, kommt es entscheidend darauf an, daß wir lernen, mit und durch Kommunikation neue Wege zu erschließen.

Ich will hierzu einige Überlegungen anstellen, die allerdings unter dem eben gemachten Vorbehalt stehen: daß es keine einfachen Lösungen mehr gibt und daß niemand mit Sicherheit sagen kann, wie es weitergehen muß und wird (was allerdings niemand dazu verführen sollte, infolgedessen – da man es sowieso nicht so genau weiß – alles so zu lassen, wie es ist). Ich untergliedere meine Ausführungen in insgesamt vier Teile. Zunächst will ich einige Anmerkungen zum Titel meiner Ausführungen machen; danach werde ich mich dem schillernden und für Jugendverbände so wichtigen Thema »Milieu« zuwenden, um mich dann, drittens, den Jugendlichen und ihrem Erfahrungswandel, auf den sich Jugendverbände einzustellen haben, zuzuwenden. Abschließend folgen dann noch einige knappe Bemerkungen zu den sich abzeichnenden Polaritäten und möglichen Perspektiven, in denen sich Jugendverbände zu verorten haben.

Jugendverbände in der Modernisierungsfalle

Ich möchte an einem verfremdenden Beispiel das Ausgangsproblem skizzieren, das ich bei vielen Jugendverbänden sehe: Läßt man das in diesem Jahrhundert nach dem Faschismus und den beiden Weltkriegen für Deutschland wohl wichtigste Ereignis, den Zusammenbruch der DDR, noch einmal Revue passieren, so ist für mich eines der verblüffendsten Ergebnisse der letzten Stunden dieses Staates, mit welch makabrem Dilettantismus dieses alternative deutsche Experiment eines real nicht-existierenden Sozialismus buchstäblich in Honeckers Polibüro zugrunde gerichtet wurde. Die erstarrte Gruppendynamik und die Kommunikationsunfähigkeit in diesem zentralen Steuerungsapparat hatte offenbar so ein Eigenleben entwickelt, daß die Sitzungen des Politbüros bisweilen eher einer Vorstandssitzung eines gewöhnlichen Ortsvereins, oder besser: einer Karikatur dessen entsprochen haben.

Und in diesem Kontext lag m.E. vor allem in einem Punkt der letztlich zentrale und »tödliche« Webfehler in der Logistik dieses Staates: daß die Funktionseliten vor lauter ideologischer Programmatik, vor lauter Beharrlichkeit mit Blick auf die selbst gesetzten Ziele blind geworden sind gegenüber Kritik, Veränderungs- und Erneuerungsbedarf, gegenüber den produktiven Möglichkeiten und Chancen einer Weiterentwicklung durch Selbstüberprüfung. Das heißt: Die DDR ist nicht zuletzt an ihrer eigenen Unfähigkeit, Kritik zuzulassen, Selbstkritik zu üben und daraus Perspektiven einer Veränderung zu entwickeln, gescheitert.

Ähnliches ließe sich unschwer auch am Beispiel von Wirtschaftsunternehmen, vor allem von sogenannten Familienbetrieben in der vierten Generation, oder am Beispiel von Traditionsvereinen im Sport sagen, die an ihrem eigenen, lange zurückliegenden Erfolg und dem damit verbundenen »Mehr-Desselben-Syndrom« scheitern oder bereits gescheitert sind. Tradition und starres Festhalten an einer ursprünglichen Ideologie oder Programmatik können – nicht nur in Extremfällen wie der DDR – mithin auch für Organisationen lebensbedrohend sein.

Allerdings: Die Kehrseite der Medaille ist ebenso prekär. Eine radikale Abwendung von den eigenen Ursprüngen, den Wurzeln der eigenen Bedeutung und des ehemaligen Erfolges eröffnen einen Ungewißheitshorizont, der nur bedingt überlebenstauglich macht. Es kann deshalb nur darum gehen, sich der eigenen Wurzeln zu vergewissern und unter möglichst präziser Kenntnis der eigenen Möglichkeiten einen eigenen Weg in die Zukunft zu suchen. Die Fähigkeit zur Selbstbeobachtung und Selbstkritik, die Fertigkeit, aus eigenen Fehlern zu lernen, ist vielleicht die entscheidende Komponente, um unter den heutigen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen auch als Institution konstruktiv zu überleben.

Wie dieses für die einzelnen Jugendverbände aussehen könnte, ist unterdessen noch nicht sehr klar erkennbar. Dabei scheint mir eigentlich nur eines prognostizierbar: Daß die Jugendverbandslandschaft von heute nicht mehr mit der von morgen identisch sein wird, daß sich einige Verbände untereinander ähnlicher werden (als ihnen vielleicht heute lieb sein mag), daß andere mit der Zeit deutlich unterscheidbare Profile entwickeln, daß neue »Jugendverbände« hinzukommen (wie es sich in den neuen Bundesländern

etwa andeutet) und daß schließlich einige Verbände die Zeichen der Zeit falsch deuten und im Anschluß daran sanft einschlafen.

Wenn ich mir vor diesem Hintergrund den mir unterlegten Untertitel für dieses Einleitungsreferat anschauere, der da heißt, »Jugendverbände zwischen (alter) Programmatik und (neuer) Funktion«, so würde ich ihn zwar nur geringfügig, aber vielleicht doch folgenreich umformulieren: »Jugendverbände zwischen alter und neuer Programmatik, und Jugendverbände zwischen alter und neuer Funktion«. Ich gehe also weder davon aus, daß etwa eine überalterte Programmatik durch eine neue Funktion abgelöst werden sollte bzw. daß früher nur Programmatik und heute so etwas wie eine ideologiefreie Funktionalität angesagt wäre, sondern daß auf beiden Ebenen ein Bedarf an Selbstvergewisserung und Neuorientierung besteht.

Jugendverbände können nicht ohne Programmatik, Vision oder eine Idee eine eigene Identität, ein eigenes attraktives Leitbild entfalten – und sei der wertgebundene Hintergrund auch noch so diffus. Das macht ihre Differenz zu einem allein gewinnorientierten Dienstleistungsbetrieb aus. Sie können sich aber nichtsdestotrotz zu so etwas wie auf Werte und Wertentwicklung spezialisierte Dienstleistungsanbieter für Kinder und Jugendliche weiterentwickeln. Ich komme auf derartige Polaritätenprofile, die man gewissermaßen als praktikable Spagatversuche für moderne Jugendverbände bezeichnen könnte, am Schluß noch einmal zurück.

Zunächst jedoch zu meinem zweiten Abschnitt:

Milieus zwischen Erosion und Wandel¹

Früher war noch alles klar. Alle wußten, wer oben ist, wer das Sagen hat, wer die Macht hat, alle wußten, wer unten ist, wer nichts zu sagen hat, und jeder wußte und lernte sehr schnell, wo er sich in dieser Hierarchie selbst zu positionieren hatte. Die Kinder wurden das, was die Eltern waren, wurden zu dem erzogen, was die Eltern selbst erfahren hatten und kannten. Die Eltern und die Familie wiederum waren eingebunden in ihren »Stand«, in ihr Milieu. Arbeiter und Proletarier, Groß- und Kleinbürgertum, Adel und Besitzende – die Welt war sortiert, verteilt und in ihren Grundrissen auch, alles in allem, akzeptiert.

Diese Welt- und Weltbildordnung wurde aufrecht erhalten und immer wieder stabilisiert durch die »familialen Lebenswelten« einerseits und die »lokalen Öffentlichkeiten« andererseits, also durch das, was man als verwandtschaftsgebundenes Herkunftsmilieu sowie als lokal- und wertgebundenes Sozialmilieu bezeichnen könnte. Die dort eingelagerten, dazu gehörenden Ideologien, die darum rankenden Weltbilder waren somit auch die fraglos gegebenen Ressourcen und Quellen zur Wertaneignung und Wertübernahme bei der nachwachsenden Generation. Das heißt im Klartext: Unterstützt und getragen wurde dieser Prozeß des Auf- und Hineinwachsens in die Gesellschaft der letzten 150 Jahre, wurde also der Prozeß der sozialen Integration, der inzwischen zu einem sozialen Kernproblem zu werden droht, neben der Familie und der Verwandtschaft vor allem von örtlichen Lokalgemeinschaften (also Dorf, Stadtteil, Nachbarschaft, örtliche Vereine) sowie von unter Umständen überregionalen Wert- und Gesinnungsgemeinschaften (z.B. Parteien, Kirchen, Verbände oder sonstige Lebensanschauungsgemeinschaften). Die Ge-

schichte dieser (freiwilligen) Vereinigungen jenseits von Markt und Staat, nicht zuletzt etwa der Jugendverbände, belegt deren Bedeutung für die milieugebundene, lebensweltliche, soziale Integration der je nachwachsenden Generation anschaulich (vgl. Böhnisch/Gängler/Rauschenbach 1991). Menschen fanden sich hier zusammen, wollten etwas in der Gemeinschaft mit ihresgleichen gemeinsam erleben – sei es aufgrund eines gemeinsam geteilten lokalen Schicksals, sei es in politischer oder kultureller Solidarität oder sei es als »Brüder und Schwestern im Geiste«.

Wichtig und wirkungsvoll in diesem Prozeß der naturwüchsigen Integration von Heranwachsenden in die bestehende Gesellschaft mittels vorgegebener Milieus war zweierlei:

- erstens, daß die Lebenslagen innerhalb und zwischen den Generationen zum einen noch relativ stabil, kollektiv geprägt und zugleich an den Rändern noch vergleichsweise klar abgegrenzt waren (also: Arbeitermilieu, Bürgertum, kirchliches Milieu, Vereinsmilieu, dörfliches Milieu, Stadtteilmilieu etc. – wobei man jeweils wußte, wohin man selbst gehörte); und
- zweitens, daß infolgedessen auch noch Lebenswirklichkeit und die sich darum gruppierenden »Lebensphilosophien«, also die wirkliche Lebensführung sowie die Lebensstile und die Lebensideologien eng beieinander lagen, gleichsam eine Einheit bildeten: Die konkreten Utopien und Tagträume speisten sich im wesentlichen aus den realen Lebensverhältnissen der eigenen Lebenslage und des eigenen Standes. Oder in einem Bild: Königstochter zu werden war ein nicht geträumter Traum des armen kleinen Mädchens, wurde zu einer Sehnsucht ohne konkreten persönlichen Horizont, und die so ergreifende Geschichte des »Aschenputtels« blieb eben ein traurig-schönes Märchen (während sich heute die schichtübergreifenden Sehnsüchte vom besseren Leben, von den »Karrieren« etwa in Beruf, Kultur, Politik oder Sport, vor allem via Bildschirm explosionsartig vervielfacht haben dürften).

Aufwachsen, Kindheit und Jugend, waren in den letzten 200 Jahren so im wesentlichen Altersphasen des Hineinwachsens in das Vorgegebene, zumindest Vorgezeichnete, war das Einüben, das sich Arrangieren mit dem nicht wählbaren Herkunftsmilieu. Oder anders formuliert: Sozialisation vollzog sich im wesentlichen als eine Form der milieugebundenen sozialen Integration in vorgegebene lebensweltliche Kontexte. Der Einzelne teilte das Schicksal seines Milieus, war darin geborgen, erwarb hieraus seine Orientierungsmuster und Stabilisatoren für sein eigenes Leben. Diese Milieus waren so etwas wie die vorgefertigten Geländer der individuellen Lebensführung. Dies war die positive Seite der Einbindung in das gemeinsam geteilte Schicksal der Familie, des Milieus, des Dorfes und des Standes.

Zugleich wurde der einzelne aber auch von diesen Milieus vorgeformt, eingebunden, eingengt und kontrolliert. Und dies war, um keine falschen, verklärenden Romantisierungen aufkommen zu lassen, in vielem auch ein mühsamer Akt der persönlichen Anpassung, des eigenen Resignierens und Scheiterns, der lebenslangen Trauer, Vergrämtheit und Perspektivlosigkeit. Es war das hinzunehmende Schicksal der verbotenen Selbstentfaltung außerhalb der vorgefertigten Schranken dieser so zwiespältigen Milieus zwischen Schonraum und Kontrolle, zwischen heimatlicher Geborgenheit und perspektivloser Enge.

Dieser, für viele Generationen gültige Modus des Auf- und Hineinwachsens und der sozialen Integration beginnt, dies ist die vor allem mit Ulrich Beck popularisierte Annahme, derzeit zu zerbrechen, oder vielleicht richtiger: ist an vielen Stellen schon zerbrochen. Der sogenannte Individualisierungsschub, mit dem dieser Prozeß der Auflösung der kollektiven, gemeinschaftlichen Herkunftslagen auch gekennzeichnet werden kann, wird begleitet von einer vehementen Entstandardisierung und »Vereinzelung« der Lebensführung. Etwa

- durch einen Zuwachs an individuellen Bildungs- und Qualifizierungsmöglichkeiten entstehen für viele Menschen Perspektiven, die für die eigenen Eltern noch undenkbar waren;
- durch den im innerfamilialen Vergleich sichtbaren Anstieg des materiellen Lebensniveaus gegenüber der Eltern- und Großelterngeneration geht es allen etwas besser und entsteht für viele etwas mehr ökonomischer Gestaltungsspielraum;
- durch eine enorme Ausweitung der räumlichen und beruflichen Mobilität eröffnen sich buchstäblich für viele Menschen neue Welten und neue Milieus; schließlich
- durch eine Flexibilisierung der zwischenmenschlichen Beziehungsformen (Partnerschaften, Freundschaften) werden viele sich selbst der Nächste, werden sozialräumlich gewachsene Gemeinwesen vielfach neu durchmischt und erzeugen so etwas wie »lebensraumunabhängige Milieus« (also: »wer wohnt schon noch dort, wo er selbst aufgewachsen ist«; »wer teilt schon noch mit dem Nachbarn die gleiche Lebensauffassung und seine Freizeit«).

Dieser offenbar stetige und unaufhaltsame Prozeß einer »Enttraditionalisierung« und Entwurzelung führt nun einerseits zu einem Verlust an kollektiver Orientierung, andererseits aber auch zu einer produktiven Freisetzung aus den Abhängigkeiten kontrollierender Sozialmilieus und den ideologischen Resten einer »ständisch geprägten Gesellschaft«, wie Beck dies nennt. Individualisierung kennzeichnet in dieser Weise einen Prozeß (ich zitiere), »in dem die Menschen aus dem Nest der sie leitenden und bindenden Traditionen, aus den Schranken und Sicherheiten der Klassenkulturen und der Herkunftsmilieus herausfallen – »freigesetzt« werden, wie Marx dies nannte – und mit sich selbst als Dreh- und Angelpunkt der eigenen Lebensführung konfrontiert werden«, so nochmals Beck (Beck 1986, S.88).

Und mit dieser neuen Entwicklung werden die heutigen Kinder und Jugendlichen nunmehr in einem Ausmaß und Umfang konfrontiert, wie dies noch vor 30 Jahren nahezu undenkbar erschien. Buchstäblich die »Qual der Wahl« eröffnet ihnen Optionen und eine Gestaltungsvielfalt, wie sie vor ein oder zwei Generationen noch unabsehbar war. Nur als Beispiele:

- Integriert und in die Welt eingeführt werden immer mehr Kinder und Jugendliche immer selbstverständlicher via Kabel und Satellit, sprich: über die Welt der Medien, also über traditionelle Sozialräume und Sozialmilieus weit hinausreichende, marktmäßig produzierte Lebensformen, Wertmaßstäbe und Orientierungsmuster, die in keinerlei erkennbaren Milieukoordinaten mehr beschreibbar sind;
- integriert werden Heranwachsende über die von der Stange produzierten Stile und Accessoires der Modemacher und Designer, die milieuinterne Kulturen – etwa in Jugendverbänden – längst überformt haben (dabei werden Jugendkulturen am Reiß-

brett entworfen, geplant und inszeniert, sind als feinsinnig differenzierte Stilsortimente und umfangreiche Produktpaletten sozusagen nach Katalog zu kaufen, sind den normalen Modezyklen der Winter- und Sommerkollektionen unterworfen);

- integriert werden Jugendliche über lebensstilgebundene Musik- und Unterhaltungskulturen, die weit mehr vermitteln als bloßen Hörgenuß, aber dies vielfach nur noch am »Dorfplatz der CD-Anlagen und Video-Tapes« oder in anonymen und sprachlosen Massenveranstaltungen;
- eingeführt in die Welt werden viele Kinder und Jugendliche in der Erfahrung zerbrechender oder verödender Lebenswelten, die keine milieustimulierende Wirkung mehr haben, sei es aufgrund einer anonymen und isolierten Wohnsituation, sei es aufgrund von familialer Instabilität oder Trennung der Eltern, sei es aufgrund der Arbeitsplatzprobleme der Eltern und der damit verbundenen eigenen Zukunftsangewissheiten oder sei es aufgrund der fehlenden Lebendigkeit und Intensität des Familienlebens.

Daß Kinder und Jugendliche in dieser Situation immer weniger selbstverständlich in Berührung kommen mit den noch existierenden traditionellen Sozialmilieus – weil eben keine traditionellen Berührungspunkte mehr da sind, die Lebensräume und Lebensformen der Eltern keine selbstverständlichen Vorbilder mehr sind, die Milieus selbst vielleicht als zu starr betrachtet werden –, daß sich Heranwachsende immer weniger gefordert und angesprochen fühlen von, einmal volkswirtschaftlich ausgedrückt, auf »Milieuproduktion« spezialisierten Branchen, daß sie aber zugleich von früh auf gefordert werden, ihr eigene, entstandardisierte, individuelle Lebensform zu finden – dies alles verstärkt ein Dilemma, das sich einseitig aufzulösen droht: zugespitzt formuliert, »Wert- oder Marktorientierung?« Die ungesteuerte Zersplitterung, die permanente Ausweitung und die unaufhaltsame Ausdifferenzierung des Marktes, sozusagen die Durchsetzung der gesamten Gesellschaft mit Marktmechanismen (auf Kosten einer entscheidungsrelevanten, nicht nur kosmetischen Wertorientierung), stellt eine tiefgreifende Differenz im Aufwachsen zwischen gestern und heute dar, von der auch das Verhältnis der Kinder und Jugendlichen zu den Jugendverbänden zentral betroffen ist (immer natürlich im Durchschnitt gesprochen). Jugendverbände sind vielfach nicht mehr die attraktiven Exponenten einer kollektiv geteilten Lebensform und einer überzeugenden und motivierenden Lebensphilosophie, mit der sich Jugendliche von sich aus problemlos und gerne identifizieren.

Nun darf dieser Prozeß der Individualisierung im Sinne einer Erosion der naturwüchsigen Milieus, also des Bedeutungsverlustes in Fragen der Lebensplanung und Lebensführung, nicht dahingehend mißverstanden werden, als würden damit sämtliche Formen der Standardisierung aufgelöst. Auf diesen Punkt hat vor allem Gerhard Schulze mit seinem Versuch der Identifizierung neuer Großgruppenmilieus im Kontext seiner »Erlebnisgesellschaft« (vgl. Schulze 1992) hingewiesen, wenngleich auch bereits Ulrich Beck sehr deutlich von »neuen Arten der sozialen Einbindung« gesprochen hatte (vgl. Beck 1986, S. 205 ff.). Zitat Schulze: »Angekommen im Zeitalter entfesselter Subjektivität, auseinanderdividiert durch fortgeschrittene funktionale Differenzierung, unvergleichbar geworden durch die Verästelung der Lebensschicksale, partikularisiert durch die Unübersichtlichkeit sozialer Lagen, ohne Traditionsbedingungen, Bodenhaf-

tung und integrierende Wertvorstellungen, scheinen sich die Menschen immer mehr voneinander zu entfernen. Am Ende dieser Entwicklung könnte man sich den schematisierten Menschen vorstellen. Aber es ist zweifelhaft, ob Individualisierung bis zu diesem Ende voranschreitet«, soweit Schulze (1992, S. 409).

Obgleich hier deutliche Zweifel an einer radikalen Individualisierung im Sinne einer völligen Auflösung von Gemeinsamkeit und gemeinsamer Verbindlichkeit anklingen (von der meines Wissens auch niemand ausgeht), sieht auch Schulze grundlegende Unterschiede zwischen traditionellen und modernen Milieus. Es geht demnach in der Differenz zunächst vor allem darum, daß das Verhältnis von Milieuzugehörigkeit und eigener Lebensführung in modernen Milieus keiner vorgegebenen, gleichsam automatischen Verknüpfung mehr unterliegt, sondern daß die Frage der Milieuzugehörigkeit selbst einer deutlich erhöhten Wahlmöglichkeit unterliegt. Moderne Milieus müssen damit gewissermaßen ihre Mitglieder aktiv gewinnen, können sich also nicht länger auf »Zwangsmitgliedschaften« und elterliche Leitbildfunktion verlassen. Und darüber hinaus scheinen moderne Milieus auch zusätzlichen Variationsmöglichkeiten zu unterliegen, sei es die

- erhöhte Diskontinuität (also Milieumitgliedschaft auf Zeit), sei es die
- erhöhte Partikularität (d.h. Mitgliedschaft für einen begrenzten Teil meines Lebens), sei es die
- erhöhte Vielfalt von Überschneidungsmilieus (also etwa mehrfache Milieuzugehörigkeit), sei es die
- erhöhte Zahl anonymer, kommunikationsarmer Großgruppenmilieus (im Sinne geteilter Lebensstile ohne situationsübergreifende Kontakte), oder sei es die
- Pluralisierung von Zugehörigkeits- und Teilhabemilieus (in der Differenz von passiver und aktiver Teilnahme).

Gerade die letzten Punkte scheinen mir mit Blick auf die Jugendverbände wichtig, liegt doch ihre Chance stärker in den auf Binnenkommunikation angewiesenen Beziehungsmilieus, also in dem, was man etwas altmodisch auch »Gemeinschaften« nennen könnte, also einem Beziehungsgefüge, in dem ein regelmäßiger persönlicher Kontakt und kommunikativer Austausch die Milieuzugehörigkeit regelt, während etwa demgegenüber im Unterhaltungsmilieu gemeinsame Anwesenheit auch ohne Kommunikation keine Seltenheit ist (Kino, Kneipe, Disco). Mit anderen Worten: Man muß mithin aufpassen, daß nicht der gleiche Begriff unterderhand völlig unterschiedliches meint. Oder genauer: daß die Differenz zwischen den »Großgruppenmilieus«, wie sie Schulze zu identifizieren versucht und den jugendverbandsbezogenen Milieus, aber auch zwischen traditionellen und modernen Milieus immerhin in den Unterschieden (1.) der Wählbarkeit (vs. Vorgabe), (2.) ihrer markt- oder wertgebundenen »Inszenierung« sowie (3.) in einer an Kommunikation und persönliche Kenntnis gebundenen Form der Gruppenbinnenstruktur dieser Milieus liegt. In jedem Fall aber wird aber die Bindungskraft und die aktiv beeinflussende Intensität dieser Milieus im Zuge der Individualisierung deutlich schwinden. Dies ist einer der wesentlichen Gründe, warum älter werdende Jugendliche immer weniger selbstverständlich in »ihren« Jugendverbänden bleiben (obgleich sie dort als Kinder groß geworden sind).

Daß für einen vermeintlichen oder tatsächlichen Attraktivitätsverlust der Jugendverbände aber auch noch ein zweites Themenbündel ausschlaggebend ist, das in der gängigen Jugendforschung üblicherweise nicht so sehr in den Blick kommt, will ich in meinem dritten Abschnitt zeigen, den ich überschrieben habe:

Gewandelte Ersterfahrungen

Ich komme damit zu einer für die Heranwachsenden zweiten wichtigen Differenz zwischen gestern und heute: die Entzauberung und Profanisierung der Welt und der veränderte Stellenwert von »Ersterfahrungen«. Mit »Ersterfahrungen« meine ich in diesem Zusammenhang die altersspezifische Eigentümlichkeit vielfältiger, zeitlich verdichteter und konkret-sinnlicher Erfahrungen, die man mit sich und anderen in der sozialen Welt zum ersten Mal macht. Auch wenn wir derartige Erfahrungen streng genommen permanent im Leben machen, so war doch »Jugend« gerade der Prototyp einer hierauf spezialisierten Altersphase. Um es einmal zugespitzt zu formulieren: Ich habe den dringenden Verdacht, daß das Aufwachsen der Jugendlichen vor 25 Jahren, also in der Zeit der sogenannten »68er« Generation (unabhängig davon, ob sich die Heranwachsenden selbst dazurechneten, also als bloße Angehörige dieser Generation), daß diese Zeit mit einer vorerst letzten, großen Wertedebatte einherging. Hochemotionalisiert wurde um die richtigen Werte gestritten, gerungen wurde um die ganze Wahrheit, abgestreift wurden viele Reste einer konventionellen Moral. Kurz: Es ging vielfach nicht nur um neue Stile und Ausdrucksformen, es ging vielerorts vielmehr um »alles oder nichts«, um so etwas wie echte »Gesinnungstäterschaft«.

Und die Folge war, daß eine sich aus den vorgegebenen moralischen Fesseln und den einengenden Milieus befreiende, heranwachsende Generation eine ganze Latte voll neuer Ersterfahrungen machen konnte (vgl. auch Ziehe 1991). Und dies in einem doppelten Sinne: Als Heranwachsende hatten sie ohnehin das »Privileg« der zahlenmäßig gehäuften und zeitlich verdichteten, je eigenen Ersterfahrungen – also etwa erste Liebe, erste Enttäuschung, erste unerfüllte große Sehnsucht, erste politische Gehversuche und erste eigene Schritte in der Öffentlichkeit, erste Teilnahme an einer politischen Aktion oder Demo, erster Urlaub ohne Eltern oder schützende Jugendgruppe, erste bestandene wichtige Prüfungen, erstes eigenverdientes Geld, erste eigene Anschaffungen, erste sich langsam ausbildende eigene Standpunkte, Stile und Wertmaßstäbe, erste eigene wichtige Entscheidungen und schließlich auch die ersten eigenen vier Wände.

Aber diese, in gewisser Weise, wie gesagt, zunächst eher alterstypischen Ersterfahrungen, die im Grunde genommen irgendwie alle Jugendgenerationen machen, waren zugleich – und hierin liegt die »epochale« Besonderheit und die eigentliche Pointe – vielfach auch sozio-kulturelle Ersterfahrungen, also Erfahrungen, die die Elterngeneration der »68er« in ihrer Zeit als Jugendliche in dieser Form selbst so nicht gemacht hatten: Gymnasium, Abitur, evtl. Studium, eigenes Auto und Reisen in fremde Länder, Fernsehen, Kino und Video, offene, instabile Gleichaltrigenszenen und Freundschaften, unkonventionelle, wechselnde Partnerschaften, Wohngemeinschaften und nicht-eheliche Lebensgemeinschaften, selbst produzierte, selbst organisierte und noch nicht kommerzi-

ell überformte Jugendkulturen – hier gab es viele Themen und Bereiche, durch die in die alltäglichen Familienwelten und Wohnstuben ein Hauch der neuen, weiten, jedoch den Eltern meist nur Kummer und Schmerzen bereitenden Welt über die eigenen Kinder in die wohlgeordnete Familienidylle eindrang.

Meine Behauptung ist nun, daß dieser beiderseitige Ersterfahrungsmodus, also Ersterfahrungen für die Eltern und für ihre Kinder, in seiner Dynamik, seiner Vielfalt und Expressivität, in der nicht nur Jugendliche ihre eigenen, ganz persönlichen Ersterfahrungen gemacht haben, sondern in der sozusagen für eine ganze Gesellschaft gemeinsame Lernprozesse und Ersterfahrungen ausgelöst worden sind, daß diese Epoche eher untypisch war und so auch heute nicht mehr ohne weiteres möglich sein dürfte. Mit anderen Worten: Für die Jugendlichen selbst, für die Elterngeneration und auch für die Gesellschaft als Ganzes haben sich die Modalitäten für »Ersterfahrungen« verändert.

Nicht nur, daß Kinder und Jugendliche bereits von der Wiege an – weder kind- noch altersgerecht – mit nahezu allen Problemen und Schrecken dieser Welt via Bildschirm konfrontiert werden und infolgedessen diese Altersphase des »Noch-Nicht«, d.h. mit der in vielerlei Hinsicht noch nicht enträtselten Welt, sozusagen entzaubert, profanisiert und in ihrem Eigenwert aufgelöst wird (ähnlich dem Faszinationsverlust von Weihnachtsgeschenken, die man als Kind schon vorher gekannt hatte). Die Wahrheit über den Zustand der Welt wird den Kindern und Jugendlichen, ohne daß sie es kognitiv bereits verstehen, ohne daß sie es moralisch bereits verarbeiten können, gewissermaßen während des Abendessens mit den Nachrichten serviert. Und die Lebensstile und Lebensformen der heutigen Generation von Heranwachsenden werden nicht selten verpackt in Vorabendserien, Werbeblöcken und Jugendsendungen gleichsam als Fertigware geliefert – und dann in den Köpfen und im Unterbewußtsein der Heranwachsenden wie Tiefkühlkost mit langem Haltbarkeitsdatum eingelagert. Das Lampenfieber altersgemäß, verdichteter Ersterfahrungen und die Faszination der allmählichen Entschlüsselung und persönlichen »Eroberung« der Welt, ihrer Tiefen und Höhen, ihrer Sonnen- und Schattenseiten, geht somit für Jugendliche in vielen Bereichen verloren (man hat alles schon einmal gesehen oder vieles zu »früh« erlebt). Infolgedessen breitet sich gerade im Jugendalter als der eigentlich hohen Zeit der Ersterfahrungen gähnende Langeweile, Desinteresse und die stilisierte Attitude des »Kenn-ich-schon« aus.

Wo Jugendverbände vor 25 Jahren für Jugendliche noch ganz unstrittig Räume waren, in denen sie in mehr oder minder viele »Geheimnisse« des (Erwachsenen-)Lebens eingeführt wurden, in denen das Neue für die Jugendlichen noch neu war – die Auseinandersetzung mit sich selbst, mit der Welt, der Politik, den Mitmenschen, der Sexualität und dem anderen Geschlecht, mit der Welt und den fremden Kulturen, den eigenen Ansichten, der eigenen Verantwortung, den konkurrierenden Weltanschauungen und Weltbildern –, nähern sich heute schon jüngere Jugendliche und z.T. auch Kinder mit dem Habitus einer bereits entzauberten Welt dem Jugendalter: Gewalt und Pornographie, Diskussionen über Ökologie, Krieg und Atom – alles Dinge, die Jugendlichen früher vorenthalten waren – sind ihnen zumindest »aus zweiter Hand« irgendwie bekannt. Daß diese Form der Entzauberung, dieses »Verschwinden der Kindheit«, wie der amerikanische Medienforscher Neil Postman dies nennt, zugleich mit Verödung und lähmender Langeweile einhergeht, die scheinbar nur noch durch zeitlich verdichtete, gesteigerte

Intensität und Zuspitzung, also durch kurzfristigen Nervenkitzel und durch Augenblicksfaszination unterlaufen werden kann, verwundert von hier aus nicht.

Und dies ist vielleicht auch der entscheidende Grund, warum Kinder für Jugendverbände und Jugendverbände für Kinder attraktiv werden; und umgekehrt: warum Jugendverbände für Jugendliche und Jugendliche für Jugendverbände immer weniger attraktiv werden. Angebot und Nachfrage, Bedürfnisse und zu befriedigende Möglichkeiten treten bei den älteren Jugendlichen immer weiter auseinander, während sie bei den Kindern und jüngeren Jugendlichen eher übereinzustimmen scheinen.

Erschwerend kommt für die Jugendlichen als eine zweite wichtige Differenz zu »früher« hinzu, daß nunmehr auch die elterliche Generation, die Erwachsenen und die Pädagoginnen und Pädagogen nicht mehr so unvorbereitet, naiv und erfahrungslos den Jugendlichen gegenüber treten wie noch die Eltern ein oder zwei Generationen zuvor. Im Gegenteil: Kinder und Jugendliche sehen sich heutzutage bisweilen einer Erwachseneneneration gegenüber, die selbst alle Spielarten des Lebens kennt, die über alle Höhen und Tiefen aus eigener Erfahrung Bescheid weiß, die alle Schönheiten und Krisen am eigenen Leib durchlebt und durchlitten hat, die einen durchaus vergleichbaren Erfahrungshintergrund hat. Und so scheinen Jugendliche immer weniger Chancen zu haben, sich von ihrer Elterngeneration durch eigene, andere Ersterfahrungen abzusetzen, eine eigene Ausdrucksform, eigene Fähigkeiten, ein eigenes, den Eltern unbekanntes Terrain entdecken, erorbern und irgendwo auch stolz als Ergebnis ihres eigenen Erwachsenwerdens präsentieren zu können (Beispiel: Kinder, die über ihre Eltern gelernt haben zu demonstrieren).

Heutige persönliche Ersterfahrungen von Jugendlichen verdichten sich infolgedessen immer mehr auf Variationen, Kopien und Wiederholungen bereits durchlebter, jugendkultureller Ausdrucksformen. Damit reduzieren sich die Möglichkeiten, sich selbst außerhalb bereits erprobter und durchgespielter Vorerfahrungen zu verwirklichen (zwei wichtige Ausnahmen in den 80er Jahren waren übrigens die Gebiete »Ökologie« und »Computer«). Und damit verliert zugleich vieles, was früher bei den Eltern noch blankes Entsetzen ausgelöst hätte, heute von vornherein seinen Schrecken – allenfalls die Großeltern sind dann häufig noch entsetzt – und kann überhaupt nur noch durch Radikalität, Zuspitzung und Übertreibung als eine Art »eigene Kultur« reklamiert und ausgespielt werden. Und so verlagern sich »Ersterfahrungen« nicht nur in der Biographie zeitlich nach vorne, also auch verstärkt in das Kindheitsalter, sondern sie werden selbst auch zugleich zu einer ambivalenten Erfahrung: etwas selbst erstmalig zu erleben, das entweder über die Elterngeneration vermittelt ist (also keine »Eigenerfahrung« darstellt) oder das man selbst aus »zweiter Hand« schon kennt und einem die Chance einer unbekümmerten, begeisterten Ersterfahrungsmöglichkeit nimmt. Dieser Form der Entzauberung scheinen viele durch eine neue Form der »inszenierten Wiederverzauberung«, des schönen Scheins und der Welt der Illusionen enttrinnen zu wollen. Und dafür sind Jugendverbände möglicherweise schlechte Ansprechpartner.

Ich komme damit zu meinem vierten Teil und zum Schluß:

Jugendverbände im Spagat der Moderne – ein Ausblick

In dieser veränderten Situation, angesichts des Bedeutungsverlustes der klassischen sozialen Milieus und in Anbetracht gewandelter Ersterfahrungen, haben es die Jugendverbände strukturell nicht einfach. Waren sie für viele Jugendliche ehemals akzeptierte Orte der Selbsterprobung, Selbstfindung und des sozialen Experiments, gleichsam ein »ambivalentes, doppeltes Milieu« (vgl. Gängler 1988) zwischen Schonraum und Kontrolle, so wird ihnen diese Rolle heute nicht mehr ohne weiteres und schon gar nicht mehr exklusiv zugestanden. Jugendverbände werden offenbar immer weniger selbstverständlich als attraktive Garanten und zeitgemäße Anbieter für derartige altersspezifische Ersterfahrungen angesehen. Etwas überspitzt formuliert: Während sie früher, vor allem in ländlichen Regionen, in milieuintegrierten Elternhäusern oder bei Mangel an sonstiger Gelegenheit, für so manchen Jugendlichen so etwas wie das »Tor zur Welt« bedeuteten, werden sie heute – ob zu recht oder zu unrecht, sei einmal dahingestellt – eher als »hinter dem Mond« eingeschätzt, kurz: als Repräsentanten einer Vergangenheit und nicht als Orte der Zukunft.

Daraus ziehe ich den Schluß, daß sich Jugendverbände unter diesen gewandelten Rahmenbedingungen, deren Analyse ich hier einmal beiseite gelassen habe, auch selbst neu orientieren, zumindest sich selbst vergewissern müssen. Und dazu will ich abschließend noch ein paar knappe Bemerkungen machen und hierfür die Figur des Spagates aufgreifen (also der gespreizten Stellung und dem Stand auf zwei Beinen). Versuchsweise will ich – ohne Anspruch auf Vollständigkeit – 6 Polaritäten, oder, um im Bild zu bleiben, 6 Spagatübungen benennen. Ich sehe die Jugendverbände dabei im Spagat zwischen

- (1) »Grundversorgung und Gegenerfahrung«,
- (2) »Milieu und Gemeinschaft«,
- (3) »Traditionellen Bindungsmilieus und modernen Kommunikationsmilieus«,
- (4) »Solidarität und Individualität«,
- (5) »Dienstleistungsangebot und (freiwilliger) Selbstorganisation«,
- (6) »Kindern und Jugendlichen«.

Ich gehe diese Profile noch kurz durch, damit andeutungsweise sichtbar wird, was ich damit meine.

(1) »Grundversorgung und Gegenerfahrung«. Jugendverbände werden in Zukunft vermutlich noch stärker als bisher zwischen zwei Funktionen hin- und hergerissen. Auf der einen Seite wird ihre Rolle als eine wichtige und zentrale Instanz in der öffentlichen Versorgung von Kindern und Jugendlichen mit der Abnahme selbstregulativer privater Ressourcen immer stärker gefordert und nachgefragt sein. Das aktuell markanteste Beispiel dafür ist die Kooperation von »Jugendarbeit und Schule«, oder präziser: die damit aufgeworfene Frage, welche öffentlichen Sozialisationsinstanzen am besten geeignet sind, öffentliche Kinderversorgung außerhalb von Schulzeiten verbindlich und bedarfsgerecht anzubieten und sicherzustellen.

Auf der anderen Seite sind Jugendverbände aber genauso gefragt, im Zeitalter der stillschweigenden »großen Koalition« und der unheiligen Allianz gesellschaftlicher

Großgruppen im Umgang mit den vielfältigen Nebenfolgen und sozialen Risiken ungehemmter Modernisierung, einen kleinen Beitrag zu leisten als eine Form der Gegenöffentlichkeit, als Gegenmodell und als ein Qualitätsprodukt im Unterschied zu einer ansonst alternativlosen Massenware zwischen »Fast food- und Medienkonsum«. Und zu diskutieren wäre, wie beides zugleich unter den Bedingungen der Moderne gelingen kann.

(2) »Milieu und Gemeinschaft«. Hier kann ich an meine Überlegungen von vorhin anknüpfen. Auf der einen Seite stehen Jugendverbände als Verbände und Gesamtorganisationen immer unter dem Druck, ein in sich relativ homogenes, ortsunabhängig identifizierbares Milieu anzubieten. Zumindest besteht der Anspruch als Gesamtorganisation, als »Pfadfinder«, als »katholischer Jugendverband«, als »DLRG« oder wer auch immer erkennbar zu sein. Hier liegt die gedankliche Anknüpfung an das, was Schulze »Großgruppenmilieus« nennt. Auf der anderen Seite besteht aber für Jugendverbände immer das reale Erfordernis, unmittelbar »vor Ort« ein konkretes Beziehungsgefüge, eine Gruppe, einen Stamm, eine Gemeinschaft, also ein lokales Milieu zu erzeugen, das zunächst einmal gar nicht so sehr auf die Übereinstimmung mit dem Gesamtverband und einem überregionalen Milieu bedacht ist. Deshalb spricht auch manches dafür, daß die Gruppen vor Ort über die Verbandsgrenzen hinweg sich weitaus ähnlicher sind als dies die Verbände sich selber eingestehen wollen und sie nach außen dokumentieren. Und die Diskussion um corporate identity scheint mir dieses Problem eher zu verstellen als zu erhellen.

(3) »Traditionelles Bindungsmilieu und modernes Kommunikationsmilieu«. Auch diesen Gedanken habe ich vorher schon angedeutet. Üblicherweise kam die Rekrutierung innerhalb der Jugendverbände dadurch zustande, daß Kinder und Jugendliche in ein vorgegebenes Milieu gleichsam von selbst bzw. aufgrund ihrer lokalen oder wertmäßigen Zugehörigkeit hineingewachsen sind. Und dabei war der »Stallgeruch« der einzelnen Verbände kein Hinderungsgrund, sondern geradezu das Markenzeichen ihres Profils. Dies setzte aber voraus, daß eine latente Bindung an dieses Milieu schon vorher existierte (zumeist über das Elternhaus). Diese Bindungsautomatik ist nun im Zuge der Erosion der traditionellen Milieus und der neuen Wahlfreiheiten entfallen. Dadurch verändert sich auch der Stellenwert von vorgegebenen Milieus, also von stabilem »Stallgeruch«. Während für die einen, eine kleiner werdende Minderheit, diese Eindeutigkeit nach wie vor eine wichtige orientierende Funktion hat, scheinen auf der anderen Seite, nach allem, was wir wissen, jene Formen von modernen Milieus an Attraktivität zu gewinnen, die nur schwach vorstrukturiert sind, auf kommunikativer Verständigung basieren und eine aktive Beteiligung an der Erzeugung eines Milieuzusammenhangs ermöglichen. Das heißt: aktive Werteerzeugung gegenüber einer passiven Wertübernahme scheinen darüber zu entscheiden, ob Jugendverbände eher einem traditionellen Bindungsmilieu oder einem modernen Kommunikationsmilieu ähneln.

(4) »Solidarität und Individualität«. Auch in diesem Punkt deuten sich Weichen an. Auf der einen Seite scheinen die Zeichen der Individualisierung auch immer deutlichere Spuren in der Jugendverbandspraxis zu hinterlassen. Offenere, weniger gruppenabhängige Angebote, Einzeldienste, weniger verbindliche Mitgliedschaften u.ä. markieren die Entwicklungen, denen sich auch die Jugendverbände nur bedingt entziehen können. Auf der anderen Seite wird gerade die solidarische Erfahrung in einer Gruppe, das

wechselseitige Geben und Nehmen, der Zusammenhalt von freiwilligen Gemeinschaften zu einer immer weniger selbstverständlich zustandekommenden Grunderfahrung junger Menschen in der heutigen Zeit. Zu Hause nicht mehr teilen zu müssen, weil man ein Einzelkind ist oder weil es für alle genug gibt, in der Schule nicht mehr miteinander kooperieren zu müssen, weil man im geheimen Lehrplan auf Konkurrenz und Leistungsvergleich getrimmt wird, in der Hochschule nicht mehr auf Studienkollektive angewiesen zu sein, weil die Massenuniversität längst den einzelnen aus den Augen verloren hat: dies alles sind Indikatoren für eine schwindende Basis für nicht immer einfache Formen des Sichaufeinandereinlassens, der Kompromißfähigkeit und dem eigenen Verzicht zugunsten anderer als Ausdrucksformen alltäglicher unspektakulärer Solidarität.

(5) »Dienstleistungsangebot und (freiwillige) Selbstorganisation«. Dies ist vermutlich ein Reizthema. Auf der einen Seite stilisieren sich Jugendverbände gern als immer schon und immer noch funktionierende Formen freiwilliger und selbstorganisierter Gesellschaftsformen. Dies ist auch bis zu einem gewissen Teil sicher unbestreitbar. Und dennoch bleibt die Frage, ob Jugendverbände, die allein auf diesem Bein zu stehen versuchen, an ihrem Spagat nicht notgedrungen scheitern müssen. Zumindest können wir an uns selbst, an unseren Kindern und an dem ungehemmten Ausbau der marktorientierten Dienstleistungsbranche sehen, daß offenbar nicht das ganze Leben, nicht alle Bereiche des Lebens und nicht der ganze Tag aus Selbstorganisation und aus Selbstbeteiligung bestehen kann. Kinder wachsen zunehmend in einem Kontext auf, in dem sie die Erfahrung massenhaften Konsums auf allen Ebenen machen. Hier eine Gegenerfahrung entgegenzusetzen, Selbstbeteiligung, Selbsterprobung als eine alternative Erfahrungsmöglichkeit zuzulassen, ist das eine. Andererseits ist damit aber noch nicht ausgeschlossen, daß es auch, vielleicht sogar wachsende Anteile eines vorbereiteten Dienstleistungsangebots für Kinder und Jugendliche gibt. Dies hat nichts mit Markt, nichts mit Gewinnorientierung oder mit der Aufgabe der Eigenbeteiligung zu tun. Um dies in einem Vergleich zu verdeutlichen: Vielleicht müssen sich Jugendverbände organisieren wie Selbstbedienungsrestaurants und Heimwerkermärkte, also in einer Spannweite von hoher und geringer Eigenbeteiligung, von mehr oder weniger fremden und vorgefertigten Leistungen und Diensten. Auch hierüber wird noch intensiver zu diskutieren sein (zumal in der Verbindung mit der Werteproblematik). Schließlich noch:

(6) »Kinder und Jugendliche«. Auch dies ist bereits angeklungen. Auf der einen Seite scheint sich – und ich denke hier besteht weitestgehend Übereinstimmung – ein deutlicher Trend zur Verjüngung des Publikums in Jugendverbänden abzuzeichnen. Kinder werden als Adressatengruppe zunehmend interessant. Zugleich nimmt die Bindungsbereitschaft nicht nur bei den Jugendlichen, sondern auch bei den als Kindern in den Jugendverband gekommenen Heranwachsenden im Jugendalter ab. Heißt das, daß die Jugendverbände aus der Not eine Tugend machen, von Jugend- zu Kinderverbänden konvertieren? Müssen die Jugendverbände die Jugendlichen – nicht zuletzt aus den hier beschriebenen Gründen – buchstäblich abschreiben?

Dies würde allerdings in zwei Punkten ggf. erhebliche Konsequenzen nach sich ziehen. Zum einen wissen wir, daß die Zahl der Mitarbeiterinnen mit dem Alter der Jugendlichen sinkt; oder umgekehrt: daß Kindergruppen weitaus häufiger von jungen Mädchen geleitet werden. Dies hätte also auch enorme Rückwirkungen auf die Struktur des ehren- und vermutlich hauptamtlichen Personals (und auf die Verjüngung der ehrenamtlichen

Mitarbeiterinnen). Zum anderen läge eine weitere Konsequenz auch darin, daß die in vielen Verbänden immer noch wichtige Wertorientierung deutlich auf die hinteren Ränge verwiesen würde, zumindest solange man davon ausgeht – und dies legen nicht nur die Entwicklungstheorien von Piaget und Kohlberg nahe –, daß Kinder, eben weil sie Kinder sind, noch nicht zu universalistischen Formen der Auseinandersetzung mit Werten in der Lage sind. Um nicht mißverstanden zu werden: Dies bedeutet nicht, daß man mit Kindern keine Werterziehung betreiben kann oder solle. Aber man muß dann zumindest damit rechnen, daß – um dies am Beispiel des Kinderglaubens und der Kinderkirche zu formulieren – bei der Statuspassage im Jugendalter von den Jugendlichen dann gerade die notwendig vereinfachende Arithmetik der Wertevermittlung im nachhinein als nicht erwachsenengerecht abgetan wird und somit gewissermaßen die allzu frühe Auseinandersetzung kontraproduktiv werden könnte. Zumindest scheint die Abwanderung der etwas älteren Jugendlichen auch ein Indiz zu sein, das in diese Richtung weist.

Ich schließe hier meine Überlegungen zu diesem Thema ab. Nicht, weil nun alles gesagt wäre, was zu sagen ist. Sondern, weil sowohl die Zeit allzu weit vorangeschritten ist, als auch meine eingangs angestellten Überlegungen Eingang finden sollen: daß niemand mehr die Wahrheit für sich beanspruchen kann, daß auch Wissenschaft keine einfachen Lösungen produzieren kann und – dies vor allem –, daß in der kommunikativen Verständigung immer noch die größte Chance liegt, die unerwünschten Nebenfolgen einer individualisierten Risikogesellschaft zumindest gedanklich zu entziffern und zu einer Verbesserung beizutragen. Und darin liegt, heute vielleicht mehr denn je, auch eine zentrale Aufgabe der Jugendverbände im Spagat.

Anmerkung

I Die nachfolgenden Überlegungen wurden z.T. bereits an anderer Stelle vorgetragen.

Literatur

Beck, Ulrich: Politik in der Risikogesellschaft; Frankfurt a.M. 1991

Böhnisch, Lothar; Gängler, Hans; Rauschenbach, Thomas (Hrsg.): Handbuch Jugendverbände; Weinheim und München 1991

Gängler, Hans: Ehrenamt im Jugendalter, in: Müller (Hrsg.): Das soziale Ehrenamt; München 1988

Schulze, Gerhard: Die Erlebnisgesellschaft – Kultursoziologie der Gegenwart; Frankfurt a.M./New York 1992

Ziehe, Thomas: Jugend in der Modernisierung, in: Böhnisch u.a. 1991